

„Wohnen auf kleinstem Raum“

Der Wohnbau im Roten Wien und der Beitrag von Anton Brenner

[Zeitfenster 1920 bzw. 1919-1934]

Von allen gesellschaftspolitischen Maßnahmen des Roten Wien war die architektonische Umgestaltung der Stadt die vielleicht ambitionierteste, gewiss aber die sichtbarste. Innerhalb der knappen Zeitspanne von nur etwas mehr als einem Jahrzehnt wurden fast 64.000 Wohnungen in annähernd 400 Gemeindebauten, rund 2.000 Geschäftslokale, über 5.000 Siedlerstellen und zahlreiche kommunale Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen, Bäder, Sportanlagen, Ambulatorien, Bibliotheken, Künstlerateliers etc. geplant, errichtet und der Öffentlichkeit übergeben. Als Reaktion auf die in Wien seit Jahrzehnten bestehende dramatische Wohnungsnot startete der Wiener Gemeinderat 1919 eine erste, damals noch recht bescheidene Bauoffensive und verabschiedete 1923 schließlich ein mehrjähriges umfassendes Bauprogramm, das modernen und billigen Wohnraum zu schaffen versprach. Dieses ehrgeizige Vorhaben wurde von einer breiten medialen Berichterstattung begleitet. In Zeitungsartikeln, illustrierten Festschriften, Broschüren und statistischen Jahresberichten informierte die Stadtregierung kontinuierlich über den raschen Fortgang des hochambitionierten Unternehmens – ein planerisches Großprojekt, das das Erscheinungsbild Wiens von Grund verändern sollte.

Was sich rückblickend als beispiellose Erfolgsgeschichte des modernen Wohnbaus ausnimmt, war jedoch von Anfang an von unterschiedlichen politischen, weltanschaulichen und nicht zuletzt baukünstlerischen Ansichten geprägt. Über die Notwendigkeit, wirksame Maßnahmen gegen die untragbaren Wohnverhältnisse zu setzen bestand zwar Einigkeit. Doch über die Umsetzung des Plans gingen die Meinungen weit auseinander. Insbesondere die Christlichsoziale Partei, in deren Reihen viele Hausbesitzer saßen, stieß sich an den zur Finanzierung eigens eingeführten Steuern, allen voran an der zweckgebundenen Wohnbausteuer, sowie an dem seit dem Krieg bestehenden strengen Mieterschutz. Überdies sah sie in der Errichtung von kommunalen Miethäusern einen Angriff auf das Prinzip des Eigentums und erblickten im Konzept des von der Gemeinde präferierten kollektiven arbeitsteiligen Wohnens die Vorstufe einer revolutionären, letztlich bolschewistischen Lebensführung.

Uneinigkeit bestand aber auch unter den fast 200 von der Stadtverwaltung beauftragten Architekten, die höchst unterschiedliche Vorstellungen von modernem Wohnen hatten. Auf der einen Seite standen die Anhänger der Siedlerbewegung, die für den Bau von Reihenhäusern am Stadtrand plädierten und dabei u.a. nahrungswirtschaftliche Gründe anführten: Dem Leben im Grünen sei allein schon deshalb der Vorzug zu geben, weil man im Fall ungesicherter Versorgungslagen im eigenen Garten Obst und Gemüse anbauen könne – eine im hungernden Nachkriegswien durchaus berechtigte Überlegung. Auf der anderen Seite standen jene Architekten, deren Vorstellung von zeitgemäßer Urbanität auf das Errichten von mehrgeschossigen Wohnhausanlagen im Stadtinneren abzielte. Für sie bestand kein Zweifel, dass das zentrumsnahe Bauen von Mietwohnungen nicht nur fortschrittlicher, sondern letzten Endes auch ökonomischer sei, weil Siedlungshäuser vergleichsweise höhere Errichtungs- und Infrastrukturkosten verursachten.

Die daraus resultierenden mannigfachen Architekturkonzepte, über deren Vor- und Nachteile in oft scharfen Polemiken diskutiert wurde und die sich auf Begriffspolaritäten wie Siedlungsbau *versus* Wohnhausblock („Superblock“), Flachbau *versus* Hochbau, Selbstverwaltung *versus* Kommunalverwaltung oder Individualität *versus* Kollektivität bringen lassen, waren allerdings nicht ganz neu. Vielmehr rekurrten die Vertreter und Vertreterinnen beider Lager auffallend oft auf die nationale wie internationale Baugeschichte. So orientierten sie sich etwa an britischen Arbeitersiedlungen des 19. Jahrhunderts, analysierten den modernen Gemeindewohnbau in Amsterdam, verwiesen auf die bahnbrechenden Schriften von Camillo Sitte (dieser hatte schon in den 1880er Jahren auf die Bedeutung städtischer Grünanlagen aufmerksam gemacht und unverbaute Freiflächen als Grundlage eines qualitätvollen Wohnens erkannt), oder beriefen sich auf Otto Wagner, aus dessen Schule viele der Architekten des Roten Wien stammten. Wagner hatte insbesondere in seinen letzten Lebensjahren intensiv über die Struktur rasch wachsender Städte nachgedacht und z.B. 1911 in einem Vortragstext, der auf Anregung der Columbia University zustande kam, die Lösung der „Großstadtbaufolge“ zur Kernaufgabe künftiger Generationen erklärt.

In kritischer Fortführung all dessen entstand in Wien ab den frühen 1920er Jahren eine Architektur, die – diskursiv gerahmt von wortgewaltigen Texten aus der Feder eines Adolf Loos, Josef Frank oder Otto Neurath – fast durchwegs von einem stark ausgeprägten Geschichtsbewusstsein zeugt. Zwar gab es auch Stimmen, die einen radikalen Bruch mit der eigenen Vergangenheit, und das hieß: mit der Architektur des Historismus sowie des Jugendstils forderten. Doch waren solche Positionen eher in der Minderheit; im Roten Wien

ging es vielmehr um ein innovatives Weiterentwickeln des vorhandenen architektonischen Erbes, d.h. um das behutsame Einbinden der Neubauten in die historische Stadtstruktur. Das bedeutete u.a., dass die Wiener Architekten erprobte Konzepte und traditionelle Baufiguren – etwa das Motiv des Hofes, der Terrasse, der Arkade oder der sog. Pawlatsche – übernahmen, diese aber jeweils den neuen gesellschaftlichen Anforderungen anpassten. Nicht so sehr die Erfindung einer typisierten, dem *Neuen Menschen* dienenden proletarischen Form stand dabei im Zentrum, sondern bei grundsätzlicher Anerkennung des Individuums die bestmögliche Umsetzung praktischer Wohnbedürfnisse im Sinne einer neuen sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung. Gemäß den populären Schlagworten von „Licht – Luft – Sonne“, „Sparsamkeit“ oder „Wohnhygiene“ ging es konkret etwa um die Schaffung gut durchlüfteter und v.a. heller Räume, um das Einleiten von Fließwasser in alle Wohnungen, um den Einbau von strombetriebenen Wasch- und Trockenmaschinen, sowie um die Möglichkeit, gesundes Essen kostengünstig und zeitsparend zuzubereiten.

Ein besonderes Augenmerk galt dabei der optimalen Raumausnutzung. Dieses Ansinnen war freilich nicht auf Wien beschränkt, sondern fand sich in den 1920er Jahren auch in anderen Städten Europas. Zu erinnern wäre etwa an Margarete Schütte-Lihotzkys sogenannte *Frankfurter Küche* (1926), bei der es um eine strenge Rationalisierung der Hauswirtschaft geht. Das Ziel der aus Wien stammenden Architektin bestand darin, durch die ideale Verteilung der Raumkuben die Küchenarbeit möglichst kraft- und zeitökonomisch zu gestalten. Ein weiteres Beispiel wäre das *Rietveld-Schröder-Haus* in Utrecht (1924), dessen Obergeschoß verschiebbare Wände aufweist, sodass mit wenigen Handgriffen etwa aus einem Arbeits- ein Schlafbereich gemacht werden kann. Ein durchaus vergleichbares Beispiel, das den Intentionen des Niederländers Gerrit Rietveld (der übrigens wenige Jahre später in der Wiener Werkbundsiedlung vier Häuser errichten sollte) um nichts nachsteht, findet sich in der Rauchfangkehrergasse 26 (XV.). Dort hat der Architekt Anton Brenner eine Kleinstwohnung mit 38 m² errichtet (die Planung erfolgte 1924, die Ausführung 1925), deren Raumanordnungen und Möblierung „aufs äußerste ausgetüftelt waren“ (Friedrich Achleitner). Ähnlich wie Rietveld ging es auch Brenner um die Mehrfachnutzung der einzelnen Räume. Deshalb brachte er z.B. im Wohnzimmer in einer Nische Klappbetten an, die untertags aufgestellt und an der Wand befestigt wurden. Genauso erfindungsreich zeigte er sich in der Küche, die voll funktionstüchtig ist, obwohl sie nur eine Grundfläche von 4 m² hat.



Brenner-Wohnung, Küche: ZEIT! RAUM

© Petra Spiola



Brenner- Wohnung, Schlafnische mit Klappbett: kleinstadtklischee

© Karina Schuller

Die Wohnung in Rudolfsheim-Fünfhaus, die heute als Museum besichtigt werden kann, veranschaulicht, wie sehr man sich um die Mitte der 1920er Jahre um „neuezeitliche Grundrisslösungen auf kleinstem Raum“ bemühte und zu welchen innovativen Leistungen es kam, als man daran ging, „der Wohnungsnot radikal zu Leibe zu rücken.“ (Anton Brenner) Den Architekten und Stadtplanern war freilich durchaus bewusst, dass das Leben in so kleinen Wohnungen auch als beengend empfunden werden konnte. Um dem entgegen zu wirken, hatte man in Wien schon früh begonnen, in fast allen Wohnhausanlagen Klub- und Versammlungsräume einzurichten, um solcherart das gesellschaftliche Leben zu fördern: Etwas, so Margarete Schütte-Lihotzky, „worüber man in Frankfurt nicht einmal diskutierte.“

Die Besonderheit der Architektur des Roten Wien liegt in Summe also darin, dass innerhalb kurzer Zeit nicht nur moderner und zweckmäßiger Wohnraum für rund 10 Prozent der städtischen Gesamtbevölkerung geschaffen wurde, sondern dass dieser – oft in kritischer Bezugnahme auf die lokale Baugeschichte – auch als urbaner Begegnungsort konzipiert wurde. In diesem Sinn nahmen die Wiener Architekten eine Entwicklung vorweg, die später als „Humanisierung der Stadt“ beschrieben wurde: als ein Prozess, bei dem „die Beziehung der Teile zum Ganzen, die Wiederherstellung des Kontakts zwischen Individuum und Gemeinschaft“ (Sigfried Giedion) in den Vordergrund tritt.